



Marie-Josée Comellos „There's nothing wrong with walking on roses“ Foto Eric Smeets

Dollarzeichen-Geschlecht in Biscuit

Die Internationale Porzellanbiennale in Meißen zeigt sich avantgardistisch

Die Schließung der künstlerischen Entwicklungsabteilung der Porzellanmanufaktur Meißen im Jahr 2010 hat in der Stadt an der Elbe kreative Kräfte freigesetzt. So pflegt die Künstlergruppe „Weißer Elefant“ seitdem das anspruchsvolle Unikat unabhängig von den Zwängen des Manufakturbetriebs. Schaufenster dieser Entwicklung ist die Galerie im Torhaus am Domplatz.

Zum zweiten Mal lädt der Trägerverein dieser Galerie zur Internationalen Porzellanbiennale in die Albrechtsburg, der mythischen Ursprungsstätte des europäischen Hartporzellans. Der Wille zur Versteigerung und zum Blick über den regionalen Tellerrand ist deutlich zu spüren. Erstmals gehört das staatliche Porzellanikon in Hohenberg und Selb zum Kreis der Kooperationspartner, eines der größten Spezialmuseen für Porzellan in Europa.

Die Agenda der Veranstaltung ist anspruchsvoll: Es gilt das Material, dem man im Alltag mit weitgehender Ignoranz begegnet, für den künstlerischen Diskurs zurückzugewinnen. Gezeigt werden Objekte, die im Idealfall handwerkliche Perfektion mit einem künstlerisch avancierten Konzept verbinden. Der Bildungsauftrag des Museums liegt auf der Hand: Sensibilität für die Sprache der Dinge zu schaffen, für die von Form und Faktur erzählten Geschichten.

Selbst unabhängig von ihrem Kunstanspruch ist die Biennale eine frappierende Leistungsschau der Materialbeherrschung. Mit ihrem Kordelporzellan

löst Silke Decker die Gefäßwände in filigranes Tragwerk auf. Virtuos überzieht Jong-Min Lee seine Vasenobjekte nach Formen der Yi-Dynastie mit einer handgeschnittenen Ornamentierung. Im Bereich des polychromen Porzellans fallen die zweifreien Zylinder von Lotte Westphal ins Auge, deren hauchdünne Wandung aus durchgefärbten Scherben an Bauhaus-Teppiche von Anni Albers erinnert.

Mehr als jeder andere Werkstoff verweist Porzellan auf den Dialog zwischen Europa und Asien. In der Porzellanmetropole Jingdezhen hat Tineke van Gils gegossene Vasenrohlinge auf der Töpferscheibe zu Teekannen umgearbeitet und die chinesischen Dekore um Tulpen ergänzt: eine historisch wie handwerklich anspruchsvolle Mariage.

Den radikalen Angriff auf die mit dem Medium oft assoziierte Sehnsucht nach Gefälligem wagt Rona Kobel. Un-

terstützt von der Königlichen Porzellanmanufaktur Berlin, arbeitet sie an einem „politischen Tafelgedeck“, bei dem einem der Bissen im Hals stecken bleibt. Naturkatastrophen und Lynchopfer zielen die in Meißeln leider nicht ausgestellten Suppenteller. Drei allegorische Figuren balancieren die Schale des Tafelaufsatzes in fragilem Gleichgewicht: die leichtbekleidete Freiheit, die auf das nächste Selfie schießt, Justitia in Gestalt einer hohlen Ritterrüstung, deren Schwertarm abgefallen ist, und der kraftstrotzende Kapitalismus. Sein Geschlecht ringelt sich wie ein Dollarzeichen, er trägt – frei nach Thomas Hobbes’ „homo homini lupus“ – die Fratze eines Wolfes.

Neben diesen Schreckensgestalten, die als Stützen der Gesellschaft kaum taugen, stößt sich die mythologische Europa aus Adolph Ambergs „Hochzeitszug“ von 1904/05 den Dolch in die entblößte Brust. Traurig lässt ein neoklassizistischer Ker-

zenleuchter den Kopf hängen, ein latent phallisches Objekt, das angesichts der Krise der Alten Welt seine Spannkraft verliert und dessen Konturen sich unter dem Druck weltanschaulicher Korrosion auflösen.

Morbidität und Fragilität prägen auch die Arbeiten von Marie-Josée Comello. Sie kombiniert in Porzellan übersetzte Ornamente des Arts-and-Crafts-Aktivismen William Morris mit zoomorphen Fragmenten, die auf Jagdstillleben verweisen und wie alles Organische leicht schmutzig wirken. Die seriellen Arrangements sind visuell schlagend. Es ist eine irritierende Form von Magie, Porzellan in Fleisch zu verwandeln, oder – wie man mit Blick auf den Genius Loci der Albrechtsburg sagen müsste – ein Fall von Alchemie. CHRISTOPH SCHMÄLZLE

2. Internationale Porzellanbiennale Meißen. In der Albrechtsburg, Meißen; bis zum 4. November. Kein Katalog.



Rona Kobels neue Personifikationen in alterwürdigen Weißen Gold

Foto Trevor Good

Moralisch urteilen in vorletzter Instanz

Ein Sorgerechtsdrama wird zum psychologischen Horrorfilm: „Nach dem Urteil“ lässt uns im Kino mitleiden

Einer Familienrichterin in Frankreich liegt die Aussage eines elfjährigen Jungen vor, aufgenommen von einer Anlaufstelle namens „Puzzle“: Julien möchte seinen Vater nicht mehr sehen: „Ich kann nie im Garten spielen, weil wir Angst haben, dass der Alte kommt.“ Der Alte, das ist Antoine, der Vater, der bei einer Anhörung vor der Familienrichterin sitzt, weil er auf seinem Recht beharrt, mit dem Jungen regelmäßigen Kontakt zu haben. Neben ihm sitzt Miriam, seine Frau, die ihn längst verlassen hat, zudem sind zwei Anwältinnen dabei, die den Fall der Bessons jeweils ganz anders aussehen lassen. Die Entscheidung der Richterin fällt schließlich auf einer prinzipiellen Grundlage: Auch wenn Julien sich dagegen zu wehren versucht, so muss er doch regelmäßig zu seinem Vater. Die individuellen Umstände sind gewichtig, aber es muss werden, dass die Kinder „auf einer Seite“ sind.

Bis zu diesem Zeitpunkt ist auch der Film „Nach dem Urteil“ von Xavier Legrand noch darum bemüht, die neutrale Position des Gerichts nachvollziehbar zu machen. Der Staat versucht, auszugleichen, was im Leben der Menschen schiefgelaufen ist. Und so macht die Szene vor Gericht vor allem neugierig darauf, was es denn nun tatsächlich mit diesem Paar und den beiden Kindern auf sich hat: Ist Antoine vielleicht wirklich das Opfer einer missglückten Frau, die alles tut, um die gemeinsamen Kinder (neben Julien ist da noch Joséphine, die aber fast 18 und damit bald für sich selbst verantwortlich ist) gegen den ehemaligen Partner aufzubringen? Oder ist die Ablehnung von Julien berechtigt?

Eigentlich könnte man sich hier nach Sympathie entscheiden, aber unwillkürlich sucht man selbst sofort nach Grundlagen für eine Entscheidung, die möglichst allen Beteiligten irgendwie gerecht wird. Julien haben wir bis zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht gesehen, über den Vater kann man nach den Szenen vor Ge-

richt durchaus den Eindruck eines vernünftigen Mannes gewinnen, was dem Gutachten entspricht, das Freunde aus einem Jagdverband über ihn abgeben haben. Aus einem Jagdverband? Dieses Detail wird später noch eine Rolle spielen.

Für Xavier Legrand ist dieser Film die tout perdre“ wird erzählt, wie Miriam ihren Mann verlässt, weil sie sich vor ihm fürchtet. In „Nach dem Urteil“ wird diese Episode vorausgesetzt, man versteht den Film aber auch so, denn wie in einem analytischen Drama kommt allmählich an den Tag, wie es um Antoine tatsächlich steht. Im Kern erzählt Legrand von einem Mann, der gern ein anderer wäre oder der das zumindest vorschützt, denn er weiß, dass er das Vertrauen seines Sohnes erst wiedergewinnen muss. Für ihn ist Julien vor allem eine Geisel,

mit der er Miriam erpressen kann. Im Auto, gleich nach den Übergabe, wird der Druck fast körperlich spürbar. Julien steigt ein, das automatische Geräusch erinnert daran, dass die Sicherheitsgurte geschlossen werden müssen. Der Vater weiß eigentlich gar nicht so recht, was er mit seinem Sohn anfangen soll, er raucht stattdessen eine Zigarette, dann redet er auf Julien ein. Was sich in diesen Momenten zwischen den beiden Schauspielern ereignet, zwischen Denis Menochet, der den Vater spielt, und Thomas Gioria in der Rolle von Julien, das zählt zum Intensivsten und Bewegendsten, was man im Kino derzeit erleben kann. Der Junge scheint sich ganz in sich selbst zu verkriechen, und alles, was der Vater aus ihm herauskriegen kann, ist Abwehr, und schließlich ein flehentlich verzerrtes Gesicht. Die Größe dieser Szenen liegt darin, dass sie eben (noch) nicht zu einem Urteil kommen: Man leidet mit dem Vater fast genauso wie mit Julien.

Als Sorgerechtsdrama, das allmählich in einen psychologischen Horrorfilm umkippt, wäre „Nach dem Urteil“ schon spannend genug. Die eigentliche Brisanz gewinnt Legrand daraus, dass er mitten in die Identifikationslogiken des filmischen Erzählens führt: Denis Menochet macht aus Antoine eine große, gebrochene Figur und verdeutlicht dabei, dass die familiären Konstellationen zwischen Geborenheit und Überwältigung (oder zwischen Liebe und Gesetz) manchmal an einen extremen Punkt kommen, an dem es eben nicht mehr nur um ein Gleichgewicht zwischen Verletzungen geht, sondern um Leben und Tod. In diesem Moment schlägt auch die Identifikation um, und der Film wechselt das Register: Für psychologische Einführung ist es zu spät.

Antoine bekommt in Demütigungen zurückgezahlt, was er davor angerichtet hat, als er erfährt, wie er von Julien genannt wird: Er ist „l'autre“. Die deutschen Untertitel übersetzen „der Alte“, aber das Französische geht weiter, denn Antoine ist schließlich tatsächlich der ganz Andere, der nicht nur mit dieser Familie, sondern überhaupt mit dem Familiären nichts mehr zu tun haben kann.

Xavier Legrand beendet das Drama mit einer pointierten Perspektive: ein Blick von Tür zu Tür aus der Nachbarwohnung auf eine Szene häuslicher Gewalt. Diese Türen sind im Alltag verschlossen, mit guten Gründen achtet man darauf, dass man in den privaten Räumen nicht beobachtet wird. In Sorgerechtsfällen ist die Tür die Grenze zwischen zwei Bereichen: Julien wird von der Richterin mehr oder weniger vor die Tür gesetzt, denn bei seinem Vater ist er nicht sicher. Am Ende erweist sich eine Entscheidung des Familiengerichts als die Grundlage dafür, dass Antoine auch zu einem Fall für das Strafrecht wird. Aber war es deswegen falsch, das „Puzzle“ so zu lösen? Das kann nur ein Publikum beurteilen, das in der Lage ist, auch „Nach dem Urteil“ seine Identifikationen immer erst in vorletzter Instanz zu verteilen. BERT REBHANDL



Nachahmung: Wenn der Vater (Antoine) mit dem Sohne (Julien) Foto KG Productions/Weltkino

Der perfekte Psychopath

Geht von Künstlicher Intelligenz eine Gefahr für die Menschheit aus? Nicht solange Maschinen kein Bewusstsein haben, sagt Markus Gabriel. Er irrt.

Von Albert Newen

Wie gefährlich ist die Künstliche Intelligenz für den Menschen? „Gefährlicher als Atombomben“, wie Elon Musk meint. Oder dürfen wir uns beruhigt zurücklehnen und mit Markus Gabriel (F.A.S. vom 20. Mai) sagen: „Bewusstsein ist die Voraussetzung von Denken und Intelligenz.“ Und „die Schaltkreise unserer digitalen Technik sind schlicht nicht dafür geeignet, Träger von Bewusstsein zu sein“. Leider verbirgt sich hinter dieser Einschätzung ein viel zu einfaches und im Kern falsches Bild von der Evolution des Denkens.

In der Evolution sind zunächst einfache Reiz-Reaktions-Systeme entstanden, wie beispielsweise der Mechanismus zum Fliegenfangen beim Frosch. Denken beginnt erst dann, wenn sich eine Verhaltensweise auf eine komplexe interne Verarbeitung stützt. Buschhäger praktizieren beispielsweise ein komplexes Suchverhalten. Wenn sie satt sind, und es sind noch Würmer und Erdnüsse übrig, dann verstecken sie beides. Sie mögen Würmer lieber als Erdnüsse und fliegen in den ersten Stunden zu den Verstecken mit Würmern und dann, wenn die Würmer verdorben sind, fliegen sie nur noch zu den Erdnussverstecken. Die Buschhäger erfassen also, welches Futter sie an welchem Ort versteckt haben, wann sie es versteckt haben und wie es lange es noch genießbar ist. Dieses intelligente Verhalten hat aber nicht unmittelbar etwas mit Bewusstsein zu tun. Wir dürfen annehmen, dass auch dem Vogel das Futter schmeckt und er ein bewusstes Erleben des Lieblingsfutters hat. Aber das liefert nur die Motivation für die Handlung. Der eigentliche intelligente Mechanismus kann im Prinzip ohne Bewusstsein arbeiten und ist damit prinzipiell in eine Maschine übertragbar.

Sind wir Menschen nicht trotzdem prinzipiell verschieden von intelligenten Maschinen? Ist es nicht doch das Bewusstsein, das den Unterschied macht? Ja und nein. Für viele intelligente Mechanismen spielt das bewusste Erleben keine Rolle, dagegen ist es für Gefühle, Erlebnisse, Empathie unverzichtbar. Wenn wir Autofahren lernen, fordert dies unsere ganze bewusste Aufmerksamkeit. Dagegen kann eine langjährige Fahrerin den Weg zur Arbeit routiniert fahren und über ein Problem nachdenken, während sie gleichzeitig ohne besonderes Bewusstsein perfekt fährt. Dies wird durch unser prozedurales Gedächtnis ermöglicht, das wir mit vielen Säugetieren teilen. Es ist die Grundlage für alle Tätigkeiten, die wir so oft ausführen, dass wir sie automatisieren. Bewusstes Überlegen ist ein knappes Gut, das wir für ungewohnte Herausforderungen aufheben.

Das Besondere des Menschen im Vergleich zu Robotern besteht gerade nicht darin, bestimmte intelligente Mechanismen zur Verfügung zu haben; sondern wir spüren als biologische Systeme unsere Grundbedürfnisse (Hunger, Müdigkeit, etc.), erleben Gefühle der Freude, der Traurigkeit und Einfühlungsvermögen in die Situation anderer. Unsere Bedürfnisse und unsere Gefühlswelt sind letztlich der Antrieb für unsere Handlungen. Wenn wir einen künftigen Roboter mit einem Menschen vergleichen, so kommt dieser einem Psychopathen am nächsten. Der perfekte Psychopath ist intelligent, wird nicht durch Gefühle, Empathie und soziale Miteinander als bewusste Erlebnisse geprägt und eingeschränkt, so dass ein solches System alles tun kann: systematische Unterstützung bieten, aber auch die totale Überwachung einrichten bis hin zur Manipulation der Gedanken. Aber ist das nicht nur Science-Fiction?

Intelligente Maschinen können jede genau definierte Einzelaufgabe besser bewältigen als der Mensch: Computer mit den neuesten KI-Systemen können jeden Großmeister im Schach und seit kurzem auch im Spiel mit den meisten Möglichkeiten, nämlich Go, schlagen. Hinter diesem Erfolg steht die sogenannte „Deep learning“-Methode: eine Lernmethode, bei der die Maschinen autonom statistische Regeln aus vielen Beispielen herausfinden können. Eine Analogie zum Menschen besteht darin, dass dieser dadurch zum Experten wird, dass er sehr viele Spiele absolviert und daraus Regeln mit Ausnahmefällen generiert. Hier gibt es allerdings den entscheidenden Vorteil der Maschine: Während der Mensch in seinem Leben rund 50 000 Spiele als Grundlage seiner Fähigkeit hat, kann man die Maschine in einer Woche mehrere hunderttausend Spiele simulativ durchspielen lassen. Dann hat diese eine viel bessere Datenbasis, um Regeln oder Strategien zu ermitteln. Daher ist es nicht verwunderlich, dass der Mensch keine Chance mehr hat, wenn die Aufgabe sehr klar definiert ist, wie bei Schach oder Go. Was aber passiert bei nicht scharf definierten

Aufgaben? Sind wir Menschen dabei nicht prinzipiell besser und uneinholbar? Ein Autofahrer muss gleichzeitig die Verkehrssituation genau beobachten, einschätzen, ein Überholmanöver einleiten oder abbrechen können. Kann ein selbstfahrendes Auto das bewältigen? Vor zehn Jahren war es nicht vorstellbar, dass ein Auto selbstständig einparkt. Heute ist das kein Problem mehr. Zurzeit sind die Spezialsysteme zum Erkennen von Gegenständen, Menschen, Gesichtern und Verkehrssituationen in rasanter Entwicklung begriffen. Wenn man solche Spezialsysteme im Auto miteinander verkoppelt, dann kann das Auto der Zukunft beim üblichen Straßenverkehr weniger Unfälle verursachen als der durchschnittliche Autofahrer. In naher Zukunft werden intelligente Maschinen also auch komplexe, nicht scharf definierte Probleme lösen, und zwar besser als der durchschnittliche Mensch.

Ist es nicht trotzdem eine übertriebene Erwartung, dass KI-Systeme so stark in unseren Alltag eindringen? Jede große Innovation übersteigt anfangs unsere Vorstellungskraft, so auch bei der Erfindung von Fluggeräten. Es gab ein Modell in der Natur, den Vogelflug, aber die Grundprinzipien des Fliegens mussten nach einer ersten Phase des reinen Ausprobierens zunächst als physikalische Prinzipien verstanden werden, um zuverlässige Flugzeuge zu produzieren. Moderne Flugzeuge fliegen anders als Vögel, aber sie fliegen schneller und weiter, bis in den Weltraum. Analog haben wir ein natürliches Modell von Denken und Intelligenz, nämlich uns selbst. Wir sind dabei, die mechanistischen Grundprinzipien von Denken und Intelligenz zu entdecken, und zwar partiell unabhängig von der Kopplung an bewusstes Erleben und Empathie. Diese können in intelligente Maschinen eingebaut werden. Sie werden daher in anderer Weise denken als Menschen, aber sie werden es für viele Bereiche schneller, umfassender und vorausschauender tun können.

Wie jede Technologie sind auch KI-Roboter in zweifacher Weise anwendbar, etwa als Pflege-Roboter oder aber als Killer-Roboter. Andert sich überhaupt etwas mit der KI im Vergleich zu anderen technischen Erfindungen? Viele Einflüsse der Künstlichen Intelligenz wirken schon heute und bergen Gefahren, weil wir in vielen Fällen naiv damit umgehen. Eine große Bedrohung ist das Wissensmonopol von Google, Apple, Facebook und Konsorten sowie das vieler Staaten. Hier lauern Gefahren: Erstens wird der offene und gleichberechtigte Zugang zu Informationen unterlaufen. Mehr als eine Milliarde Chinesen kennen die demokratischen Studentenproteste in Hongkong vom Herbst 2014 aus dem Internet nur als „von ausländischen Mächten initiierte Bewegung“. Zweitens werden politische Meinungen gezielt manipuliert und Individuen kontrolliert und überwacht.

Mit KI werden individuelle Profile erstellt, so dass Firmen, Parteien, Staatsführer ein uns unbekanntes Herrschaftswissen über uns ausüben und Personen klandestin zur Ware gemacht werden können. Mit Gesichtserkennung auf öffentlichen Plätzen oder am Arbeitsplatz, mit dem Erstellen von Bewegungsprofilen zu allen Zeiten, mit einer Überwachung von Gesprächen durch Systeme wie „Alexa“ ist es möglich, durch künstliche Systeme einen Überwachungsstaat zu realisieren. Ich sehe keineswegs die Gefahr, dass künstliche Systeme die Herrschaft übernehmen, wohl aber, dass ein kleiner Machtzirkel mit diesen Systemen jede echte Demokratie unterlaufen oder zerstören kann.

Zugleich entstehen großartige Möglichkeiten für alle, beispielsweise gute Übersetzungssysteme für neue Verständigungen über Sprachgrenzen hinweg. Die alternde Gesellschaft kann durch Haushaltsroboter für Küchendienste und Reinigung entlastet werden. Ein KI-Rollstuhl der Zukunft kann mit sprachbasiertem Navigationssystem gesteuert werden. Ein Roboter der Zukunft kann gefährliche Arbeiten übernehmen, beispielsweise Reparaturen in strahlenbelasteten Bereichen eines AKW.

Der Ruf nach Totalverboten ist deshalb genauso naiv wie der Verzicht auf jede Einschränkung. Die Herausforderung besteht darin, Künstliche Intelligenz mit vielen positiven Gestaltungsmöglichkeiten für Alltag, Wissenschaft und Industrie so zu kanalisieren, dass die großen Gefahren für eine offene Gesellschaft vermieden werden. Zugleich sollte jeder Bürger das Recht haben, einen adäquaten Zugang zu Informationen und eine angemessene Ausbildung im Umgang mit neuen Medien und KI-Systemen zu erhalten. Das ist der Schlüssel, um den üblichen naiven Umgang zu beenden. Die Gewerkschaften haben in den vergangenen 150 Jahren einen Kodex für die Arbeits- und Industriegesellschaft erkämpft. Ähnlich sollte unsere Gesellschaft einen Wissens- und KI-Kodex für die neue Gesellschaftsform anstreben, den eine „Wissens-Gewerkschaft“ zum Schutz gegen Missbrauch einfordert und umsetzt. Auch wenn die KI-Technologie noch nicht auf diesem Niveau angekommen ist, bestehen diese Herausforderungen für ein Leben in Würde und Freiheit schon jetzt. Wir sind gefordert, dazu jetzt Stellung zu nehmen, die KI der Zukunft aktiv zu gestalten, um weder von ihr überrollt zu werden noch Chancen zu verpassen.

Albert Newen ist Professor für Philosophie an der Universität Bochum.